th

Philosophische Kolumne

Philosophischer Irrtum: Jeder Mensch hat eine Identität

von Timo Heidl (01.04.2022) | pfalzbote.de

Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde.

Jeder Mensch hat eine Identität, die ihn von anderen unterscheidet und zu dem Menschen macht, der er ist. Wer bin ich? Was macht mich aus? In dieser Vorstellung steckt die selten hinterfragte Annahme, dass hinter unseren wechselnden Rollen und Erfahrungen ein beständiger Kern existiert, der uns zu dem macht, was wir sind. So, als ob sich unter den Schichten des Lebens nur die Person finden lassen müsste, die immer schon da war. Was aber, wenn Identität nichts ist, das wir besitzen?

Wenn ich alte Fotografien betrachte, dann erkenne ich mich freilich wieder, doch fast alles hat sich verändert. Meine einst dunkelbraunen Haare sind nun graumeliert und einstige Wünsche oder Überzeugungen haben sich gewandelt. Dennoch betrachte ich mich auf dem Foto nicht als Fremden, sondern verbinde es mit meinem heutigen Selbst, obwohl kaum eine einzelne Eigenschaft alle Lebensphasen überdauert hat. Was hält diese Verbindung aber zusammen? Die übliche Antwort

verweist auf die Identität. Allerdings wird damit das, was erklärt werden soll, bereits vorausgesetzt. Ich erkenne mich über die Zeit hinweg wieder und erkläre diese Kontinuität anschließend mit einem beständigen Selbst. Die Identität wird somit zur Ursache einer Einheit, die ich selbst herstelle.

Der schottische Philosoph David Hume stieß auf ein ähnliches Problem. Bei genauer Selbstbeobachtung fand er keine unveränderliche Substanz, sondern immer nur flüchtige, aufeinanderfolgende Wahrnehmungen (Perzeptionen), Gefühle, Eindrücke und Gedanken. Statt eines beständigen Gegenstands hinter den Erfahrungen sah er im Selbst lediglich ein Produkt unseres Geistes, abgeleitet aus ihrem Zusammenhang. Diese Überlegung bedeutet keineswegs, dass es keine Personen gibt; sie wirft vielmehr die Frage auf, ob unsere Einheit tatsächlich auf einem unveränderlichen inneren Kern beruht.

Ich glaube, dass Identität erst entsteht, indem wir unser Leben als eine zusammenhängende Geschichte verstehen. Diese Geschichte verändert sich ständig, weil wir uns selektiv erinnern, Dinge vergessen und alte Entscheidungen neu bewerten. Dabei bestimmt unsere Gegenwart, wie wir die Vergangenheit sehen, weil sich die Bedeutung der gleichbleibenden Ereignisse für unser heutiges Selbstbild im Laufe der Zeit wandelt. Identität ist demnach nicht nur etwas, das wir entdecken, sondern auch etwas, das wir herstellen. Allerdings wirken daran andere Menschen mit, da uns Familie, Freunde, Kollegen und gesellschaftliche Institutionen mit Erwartungen und Zuschreibungen begegnen. Manche übernehmen wir, andere weisen wir zurück. Wer lange als zuverlässig gilt, beginnt vielleicht, sich selbst so zu verstehen. Wer immer wieder als Außenseiter behandelt wird, kann diese Fremdzuschreibung in sein Selbstbild aufnehmen. Wir erzählen, wer wir sind, aber wir tun es mit Begriffen, die wir nicht selbst erfunden haben.

Auch die Vorstellung, wir müssten unsere wahre Identität finden, ist nicht selbstverständlich, da sie das Leben wie eine Suche nach einem

verborgenen Gegenstand behandelt. Die Frage, wer wir sind, verändert sich jedoch mit unseren Erfahrungen, und so muss eine Beschreibung, die heute vollständig erscheint, morgen nicht mehr passen. Das bedeutet nun nicht, dass wir beliebig wären, denn Herkunft, Körper, Erinnerungen, soziale Verhältnisse und vergangene Entscheidungen setzen Grenzen, ergeben aber auch nicht zwangsläufig ein einziges, unveränderliches Selbst. Wir sind geprägt, ohne vollständig festgelegt zu sein. Der Wunsch nach einer eindeutigen Identität kann deshalb zur Falle werden, weil Menschen, die sich als mutig, rational, hilfsbereit oder unabhängig verstehen, schnell unter Druck geraten, diesem Bild entsprechen zu müssen. Widersprechende Erfahrungen erscheinen dann nicht als Anlass zur Entwicklung, sondern als Bedrohung des eigenen Selbstverständnisses, wodurch die Beschreibung, die Orientierung geben sollte, zum Gefängnis wird. Dasselbe gilt freilich auch für kollektive Identitäten, wie Nationen oder politische Bewegungen, die sich Geschichten darüber erzählen, wer sie sind. Sie wählen gemeinsame Erinnerungen aus und bestimmen, wer dazugehört. Solche Erzählungen können Halt geben, aber auch den Eindruck erzeugen, eine Gruppe besitze ein unveränderliches Wesen. Wo Identität als feststehender Besitz gilt, wird Veränderung schnell zum Verrat.

Treue zu sich selbst muss nun nicht bedeuten, für immer derselbe zu bleiben. Sie kann darin bestehen, eigene Überzeugungen zu überprüfen und Verantwortung für frühere Entscheidungen zu übernehmen. Ein Mensch muss nicht an jedem vergangenen Selbstbild festhalten, um zu seiner Geschichte zu stehen. Die Kontinuität unseres Selbst liegt womöglich weniger darin, dass wir uns niemals verändern, als darin, dass wir uns zu unseren Veränderungen verhalten können. Wir erkennen Fehler an und lösen uns von Überzeugungen, die wir einst für unverzichtbar hielten. Dafür brauchen wir keinen unveränderlichen Wesenskern, sondern die Fähigkeit, unser Handeln zu reflektieren und Verantwortung dafür zu übernehmen.

Die Frage „Wer bin ich?“ verlangt deshalb eine andere Antwort als die Suche nach einer verborgenen Wahrheit, die alle Widersprüche auflöst. Sie führt zu einem Leben, das sich niemals vollständig in einer Beschreibung erschöpft. Identität ist kein fester Besitz, den wir in uns tragen, sondern der ständige Versuch, dem eigenen Wandel Sinn zu verleihen und uns selbst wiederzuerkennen, ohne uns für immer festzulegen.

Der philosophische Irrtum besteht somit darin, Identität für etwas Unveränderliches zu halten, das hinter dem Leben wartet und nur entdeckt werden muss. Weder sind wir nur das, was wir gewesen sind, noch können wir vollständig wissen, wer wir werden. Das Selbst bleibt nur deshalb frei, weil es sich niemals endgültig festlegen lässt.